1

Die Sonnenstrahlen stechen wie Pfeilspitzen durch die Fenster. Die Luft prickelt, der Weihrauch macht sie schwer und atemlos.

Das Erste, was Friederike Fabiani, genannt »Pony«, von der Hochzeitszeremonie wahrnimmt, ist die ausladende, purpurschimmernde Robe des Priesters. Pony, ein junges Mädchen von 18 Jahren, kniet auf der engen Holzbank der Kirche. Sie ist dunkelhaarig, mager, unfertig, mit einem winzigen Busen, der sich unter ihrer zu engen Bluse abzeichnet. Trotzdem ist sie hübsch, auf eine kindliche Art und Weise.

In ihrem schmalen Gesicht fallen zuerst die tiefroten Lippen auf, ihr Äußeres hat etwas Anziehendes, das schwer zu fassen ist. Dies lockt vor allem Männer an, und auch Pony selbst ist sich dessen bewusst.

Der Priester sieht sie an, ihre Hände sind gefaltet, ihre Züge unschuldig. Der ältere Mann hat sich vor ihr aufgestellt. Er streckt den Arm aus, zeigt mit der Hostie auf Pony.

»Der Leib Christi...«, murmelt der Priester.

Pony zögert. Ihre 62-jährige Mutter Maria, die neben ihr kniet, wirft ihr einen strengen, auffordernden Blick zu.

»Amen...«, sagt die Tochter.

Das Wort klingt trocken in Ponys Mund. Die junge Frau streckt ihren Nacken nach vorne, nimmt die Hostie entgegen, mit der Zunge, den Mund geöffnet. Pony hat zum Schlucken zu wenig Speichel. Sie unterdrückt den Reflex, zwingt sich zu warten. Der schwere Rauch breitet sich auf ihrem Gaumen aus und kitzelt. Ein Würgen kriecht in ihr hoch. Pony schließt die Augen. Ein Ziehen. Die Luft bleibt weg. Sie räuspert sich. Das Schlucken. Die Hostie hat ihren Weg gefunden.

Wie der Auftakt einer Ouvertüre erklingt das Orgelspiel. Leichte Unsicherheiten in der Tonfolge lenken unmerklich von dem ergreifenden Moment ab. Das Brautpaar geht an Pony und der Mutter vorbei. Zuerst Karl, der Bräutigam. Ponys älterer Bruder wirkt jung und beinahe elegant in seinem Anzug.

Langsamer und bedachter sind die Schritte der Braut, die am Arm ihres Vaters zum Altar schreitet. Anna kommt mit gesenktem Kopf, geht schnurstracks auf den Altar zu, tritt an Karls Seite. Der Augenblick hat etwas von einer unrhythmischen Inszenierung.

Die zukünftige Ehefrau hebt ihren Blick. Ihre Augen sind hell und klar, und sie starrt Karl an, genießt das Gefühl der Zugehörigkeit, mustert jedes Fältchen im Gesicht des Mannes. Die Brautleute reichen einander die Hände.

»Willst du«, setzt der Priester an und verstummt wieder. Stille. Ein Räuspern. Auch ihm setzt die trockene Luft zu. Er beginnt von Neuem.

»Willst du, Karl Fabiani, die hier anwesende Anna Mayer zu deiner dir rechtmäßig angetrauten Ehefrau nehmen, sie lieben und ehren und ihr treu sein, bis dass der Tod euch scheidet?«

»Ich will.«

In Ponys Nacken macht sich Gänsehaut breit. Eine Kälte, die zum fahlen Licht passt, wird für sie spürbar. Der Priester schaut Karl an. Er scheint sich nicht sicher, ob er das »Ich will« gehört hat. Karl schickt seinen Worten ein Nicken hinterher, und erleichtert wendet sich der Priester Anna zu.

»Und willst du, Anna Mayer, den hier anwesenden Karl Fabiani zu deinem dir rechtmäßig angetrauten Ehemann nehmen, ihn lieben und ehren und ihm treu sein, bis dass der Tod euch scheidet?«

»Ja, ich will.«

Annas Worte sind herzlich.

Die Zeremonie ist schnell vorüber. Draußen wartet schon die Familie eines Täuflings auf ihre Chance. Es bleibt keine Zeit für Treueschwüre. Die Gänsehaut in Ponys Nacken löst sich auf, verschwindet, eine sanfte Wärme erfasst Pony. Maria, die Mutter, muss sogar weinen. Pony verzieht keine Miene. Erst jetzt fällt ihr auf, dass ihre Mutter die acht Monate alte Enkeltochter in den Armen wiegt – Ponys Nichte. Das Baby sieht seine Großmutter an. Wie Pony scheint das Kind die Emotion, die Tränen, nicht zu verstehen. Seine großen Augen beobachten die Großmutter wie ein Ereignis. Fast analytisch tasten ihre Blicke nach den Gesichtszügen der alten Frau. Die Großmutter ist glücklich und hat dabei nur Augen für das Mädchen. Sonja ist ihr Ein und Alles. Pony sieht die Mutter an und ein unbestimmtes Gefühl bemächtigt sich ihrer. Sie will es nicht wahrhaben, aber sie kennt es gut genug. Seit Jahren ist es ihr ständiger Begleiter. In diesem Moment erhebt sich die Hochzeitsgesellschaft. Ponys Gedanken schweifen ab, das Sonnenlicht im Kirchenschiff ist verschwunden.

2

Der Empfangssaal liegt an einem kleinen Kapfenberger Platz, seitlich begrenzt von einem Kanal mit stehendem und übelriechendem Wasser. Plätze wie diesen entdeckt Pony nahezu überall in der Stadt, wie auch die hellgrün und hellblau getünchten Häuserfronten. Das matte Grün der Arbeitersiedlungen ist eine ihrer frühesten Kindheitserinnerungen. Es gibt Straßen, die nicht einmal Fahrzeugbreite haben, in denen es kühl ist und die in leere Plätze münden. Die Bänke der Pensionisten säumen diese Orte, und auf ihren Wegen liegen Reste von Vogelfutter. Hier hatte Pony gespielt, war spazieren gegangen als Mädchen, so wie es nun ihre Mutter und ihre Nichte machen. Tagein, tagaus.

Jeder beobachtet hier jeden, hatte Pony oft gedacht, hunderte von Männern und Frauen in offenen Hemden oder dunklen Kleidern, die aus dem Fenster sehen oder einem nachblicken, wenn man an ihnen vorübergeht. Diese Menschen sind ihresgleichen, doch Pony erkennt sich in ihnen nicht wieder. Mehr noch, sie sind fast wie Feinde. Wie Menschen, die ihr nach dem Leben trachten. So beeilt sie sich, von einem Ort zum anderen zu gelangen, ohne anzuhalten. Ein rastloses Gehen, viele kurze Schritte. Niemand soll sie sehen.

Auch nicht die Menschen beim Empfang, gerade sie nicht, den Fotoapparat im Anschlag und entschlossen, abzudrücken. Die Blitzlichter zwingen Pony, die Augen zu schließen, obwohl sie nicht im Mittelpunkt steht. Ein tosender Applaus, der nicht ihr gilt, umfängt sie.

Karl, der Bruder, steht in der Mitte des Parketts und hält sein Glas erhoben.

»Ich bin kein großer Redner. Auf den Zufall, der uns zusammengeführt hat. Auf das Glück, das jeder dafür braucht. Und auf zehn Jahre wilde Ehe, die ab heute Geschichte sind. Zum Wohl!«

Karl prostet nach allen Seiten. Seine Blicke sind hektisch und unkonzentriert. Er beugt sich hinunter zu Anna und gibt ihr einen Kuss auf ihre schmalen Lippen, wieder frenetischer Jubel. Anna zieht Karl noch einmal an sich, das Brautpaar küsst sich innig, diesmal ist der Kuss lang und leidenschaftlich.

Die kleine Sonja schläft mittlerweile in den Armen der Großmutter, die zum Brautpaar aufsieht. Stolz ist Maria. Die adrette Dame scheint gerührt, zwingt sich diesmal aber zur Kontrolle. Maria ist schlank, streng, geradlinig. Ein wenig gebrechlich in den Bewegungen. Eine späte Mutter. Die Eltern der Braut kommen auf sie zu.

»Ich freue mich wirklich sehr«, sagt die Mutter der Braut, eine leger gekleidete Frau. Sie sieht die kleine Sonja an. Maria verliert ihre Zurückhaltung, strahlt regelrecht.

»Das schönste Geschenk, das sie uns machen konnten«, sagt sie so freundlich wie möglich, dabei muss sie lächeln. Es ist ein seltenes Lächeln, das Pony fremd vorkommt auf dem sonst so unbewegten Gesicht der Mutter.

»Die kleine Sonja ist die Tochter, die ich mir immer gewünscht habe«, fügt Maria noch leise an. Pony, die nicht weit von ihrer Mutter steht, erstarrt bei diesem letzten Satz. Obwohl sie es nicht wahrhaben will, den Satz nicht wahrhaben will, geht er ihr durch Mark und Bein. Er lähmt und er will schmerzen, dieser Satz. Pony weiß nicht, wo sie hinschauen soll. Sie muss weg. Der Drang wird übermächtig. Sie wendet sich ab und verlässt den Raum.

Pony marschiert durch den Saal. In einer leeren Ecke öffnet sie das Fenster. Sie lehnt sich an den schmalen Steg, von dem die Farbe abblättert, und zündet sich eine Zigarette an. Hektisch macht

Pony einen Zug nach dem anderen. Als könne sie die Worte ihrer Mutter wegrauchen, in Luft auflösen, wie den Rauch, der vor ihr zerstäubt. Pony beobachtet die Menschen. Sie verübelt es ihnen, dass sie da sind, dass sie sie selbst sind, lachen und lächeln, die schwere Luft atmen und die Geräusche und das Reden in sich aufnehmen. Pony will keinen Schmerz mehr spüren. Ihr tun die Füße nicht weh, sie leidet nicht unter der Hitze. Doch das Hämmern in ihrer Stirn kann sie nicht wegrauchen. Ein leises und doch stetiges Kopfweh, es begleitet sie schon seit Stunden. Kein akuter, heftiger Schmerz, sondern ein latent bohrendes Gefühl, das sie seit der Kirche nicht verlassen hat. Sie ist sich in ihrem Leben noch nie so einsam vorgekommen. Und sie fühlt sich fremd. Hat sie heute in der Wohnung nicht schon eine Vorahnung dessen gehabt, was sie erwartet? Die Wohnung ist nicht meine Wohnung, denkt Pony. Es ist die Wohnung meiner Mutter. Mir gehören eigentlich nur ein paar Kleider, Bücher, ein Koffer. Pony betrachtet ihre Zigarette. Sie hat diese so weit geraucht, dass der Filter zu glosen beginnt. Mit einem Ruck wird Pony sich ihrer Umgebung, der Musik, wieder bewusst. Und der Menschen. In der Menge um sie herum fällt ihr ein Mann auf. Mitte vierzig und sehr elegant. Pony kann ihren Blick nicht von ihm abwenden.

Der Mann ist Politiker, das weiß sie, und er ist stattlich. Pony kennt sein Gesicht aus der Tageszeitung. Er hat ein gewandtes Auftreten, bewegt sich mit tänzerischer Eleganz, während seine kleinen Augen humorvoll und vielleicht auch etwas boshaft funkeln. Selbst sein volles, dunkles Haar ist bemerkenswert, doch was ihn von den anderen Gästen abhebt, ist seine gute Laune, seine Leichtigkeit, eine körperliche wie auch seelische Unbekümmertheit. Nur wer genau hinsieht, bemerkt die leichten Augenringe, die seine unterschwellige Anspannung verraten. Pony betrachtet ihn. Wie heißt

er denn bloß? Ein ausgefallener Name ist es, das weiß sie. Morzin, das könnte es sein. Harald Morzin. Harald kommt ihr seltsam banal vor, aber Morzin – das klingt nach der großen Welt. Haralds Familie steht bei ihm. Der Name seiner Frau ist Susanne – sie ist auf jedem Bild an seiner Seite, und auch das ist Pony öfter aufgefallen. Diese blonde und hagere Susanne wirkt beinahe wie ein Fremdkörper in der provinziellen Umgebung. Susanne, ebenfalls Mitte vierzig, ist von hohem Wuchs und aufrechter Haltung, hat schmale, dunkle Augenbrauen und wirkt auf ihre Umgebung ernst und würdevoll. Pony wirft einen Blick auf Susannes Hände. Sie sind tadellos.

Die Menschen scharen sich um Harald. Für jeden hat er ein Händeschütteln und ein paar freundliche Worte parat. Jeder umgarnt ihn, respektvoll hört man ihm zu. Auch seine Frau betreibt gewandt und flink Konversation mit den Gästen. Kein falsches Wort, keine Unstimmigkeit, tadelloses Benehmen. Doch Ponys Blick auf Susanne, Frau Morzin, ist nicht so freundlich wie der Blick auf ihren Mann. Bei dem Versuch, die Frau zu ignorieren, spürt sie wieder das dumpfe Pochen in ihrem Kopf. Vielleicht ist es aber auch der Lärm des Kindes, das Kind der Morzins, das im Saal herumtobt. Kaum jemand wagt es, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Hier und da findet sich jemand, der den vielleicht zwölfjährigen Buben freundlich zurechtweist. Doch er kümmert sich nicht darum, und die Eltern seltsamerweise noch weniger. Es scheint nicht wichtig zu sein. Man muss es einfach ignorieren, dieses Benehmen. Ponys Mutter hätte ihr das nie durchgehen lassen.

Da sieht Pony, wie Karl mit Harald spricht, ihn offenbar bittet, auch ein paar Worte zu sagen. Harald lehnt höflich ab, doch Karl lässt sich nicht davon abbringen. Harald hebt sein Glas und

schlägt mit dem Löffel dagegen. Das Klirren erhebt sich über die Menge. Die Stille kehrt schneller ein als gewöhnlich. Es scheint, als habe man auf diesen Moment gewartet. Der Mann erhebt sein Glas auf das Brautpaar.

»In all meiner Bescheidenheit als Politiker: Diese Beziehung ist nicht dem Zufall zu verdanken, sondern mir!«

Lachen ertönt. Zu laut. Zu höflich.

»Karl und Anna haben sich in meinem Büro kennengelernt! Vor meiner Nase. Wenn ich das gewusst hätte!«

Wieder Lachen. Pony lauscht konzentriert den Worten des Mannes.

»Ich habe zwar eine wunderbare Sekretärin verloren, aber dafür hat unsere Gemeinschaft eine Familie gewonnen! Und die Familie ist schließlich das höchste Gut. Auf das Brautpaar!«

Applaus der Gäste. Der Mann schaut auf, und für einen Moment trifft sich Ponys Blick mit seinem. Beide sehen sofort voneinander weg, doch Harald riskiert einen zweiten Blick: Er sieht nur noch Ponys Rücken, der zart und verführerisch wirkt.

Ist es nicht gespenstisch, wie das Mädchen durch den Raum gleitet? Ist nicht alles gespenstisch, der ganze Saal, die Kinder, die herumtoben, und die stillen Alten, die allein an ihren Tischen sitzen, die Frauen, die ihm nachblicken?

In diesem Moment sehen ihn zwar alle an, denkt sich Harald, doch niemand weiß, worauf sich seine Gedanken richten. Harald will sich abwenden, doch Ponys mädchenhafter Körper lässt ihm keinen Platz für weitere Empfindungen. Alles scheint sich plötzlich um das Mädchen zu drehen. In seinem Magen macht sich ein Gefühl breit, das er bislang nur bei Heißhunger empfunden hat. Es zieht bis in seine Fingerspitzen, und mit einem Prickeln verliert es sich wieder.

Als Pony aus seinem Blickfeld verschwunden ist, nimmt sich Harald ein Glas Wasser. Er glaubt, die Stimme seiner Frau zu hören:

»Was hast du?«

Harald sieht Susanne an. Wie schön und anmutig sie doch ist.

»Nichts«, sagt er nachdenklich, »gar nichts.«

Die Ouvertüre aus Tschaikowskys *Schwanensee* erklingt. Majestätische Akkorde. Susanne ist begeistert.

»Willst du tanzen?«, fragt sie, und Harald bejaht, greift nach der Hand seiner Frau, die ihm zulächelt.

Maria ist wenig erfreut, als sie ihre Tochter im Vorraum beim Rauchen ertappt.

»Da bist du ja! Wir müssen noch zu den Hartenachs. Ich habe ihnen schon von dir erzählt.«

Pony dämpft die Zigarette am Fenstersims aus und schmeißt den Stummel aus dem Fenster. Missmutig beäugt die Mutter Ponys Tat.

»Eine schreckliche Angewohnheit«, bemerkt Maria mit barschem Unterton.

Die Mutter berührt Ponys Schulter und schiebt sie sanft in Richtung Saal.

Vorauseilend, wenn auch schwankend, bahnt sich Maria einen Weg zwischen den Tischen. Pony versucht Schritt zu halten. Die Mutter grüßt hier und da, lächelt den Leuten zu. Am Tisch einer Familie, deren Mitglieder allesamt gut gekleidet und von dicklicher Statur sind, bleibt sie stehen.

»Bitte entschuldigen Sie, dass es so lange gedauert hat. Darf ich Ihnen meine Tochter vorstellen: Friederike.«

Das alles sagt Maria mit bestimmter, aber charmanter Freundlichkeit. Pony nickt höflich, fühlt sich deplatziert und versucht vielleicht gerade deshalb verzweifelt, ein Lächeln aufzusetzen. Es

scheitert im Ansatz. Sie hätte gerne noch eine Zigarette geraucht. Der Vater steht auf, schließt schnell den obersten Knopf seines Sakkos und klopft seinem Sohn dezent auf die Schulter. Kurz entschlossen steht auch der Junge auf.

»Gestatten, Hartenach«, sagt der nicht unsympathische Mann und schiebt atemlos weitere Worte hinterher:

»Und das ist mein Sohn, der Jakob.«

Jakob ist achtzehn, adrett gescheitelt und ebenfalls dicklich, mit roten, schimmernden Wangen. Seine Krawatte sitzt lose, der oberste Knopf des Hemdes geht nicht zu. Der Junge reicht Pony die Hand. Sie zögert, macht keine Anstalten, seine Geste zu erwidern. Etwas in ihr versagt den Gehorsam, verweigert die Berührung. Verzweifelt sieht sie den Jungen an. Unsicher schaut Jakob zum Vater, dann lässt er die Hand sinken. Die ganze Situation ist Ponys Mutter mehr als unangenehm. Sie bricht das Schweigen.

»Jakob arbeitet neben seinem Studium an der Montanuniversität für seinen Vater in der Bauplanung.«

Pony zwingt sich zu einem Lächeln. Diesmal gelingt es. Wieder Schweigen. Die Mutter mustert Pony, lächelt ebenfalls.

»Ich wünsche Ihnen noch einen wunderbaren Abend.«

Die Mutter geht, und Pony folgt ihr, wie ein Fohlen. Die Familie Hartenach sieht beiden Frauen hinterher. Jakobs Blick streift seinen Vater, der lächelnd seinen Kopf schüttelt und zum Weinglas greift.

Als Maria und Pony außerhalb der Hörweite der Gäste sind, setzt die krächzende Stimme Marias ansatzlos ein.

»Der Junge ist eine gute Partie. Du solltest etwas aus deinem Leben machen, solange du noch jung bist.«

Pony nickt geduldig und anständig.

»Ich will dir nichts Schlechtes. Ich habe nur manchmal die Befürchtung, dass aus dir nichts wird. Andere arbeiten in deinem Alter, gründen ein Familie.«

»Ja, Mama.«

»*Ja, Mama*? Ist das alles?«

Maria bleibt stehen, mustert Pony, besonders ihre Augen. Sie kann der Tochter keine Gefühle entgegenbringen. In Ponys Augen blitzt für einen Moment ein Bitten auf, eine vage Hoffnung. Doch Maria schüttelt nur den Kopf. Ihre Miene erhellt sich erst, als sie ihren Sohn Karl erblickt. Der steht immer noch bei Harald und seiner Frau, die Tochter im Maxi-Cosi bei sich. Anna – Karls Ehefrau – ist nirgends zu sehen. Susanne Morzin hat sich über das Kind gebeugt und scheint ganz fasziniert von dem Mädchen. Ihr liebevoller Blick fällt Pony auf. Er berührt sie, vielleicht hätte sie gerne einmal so einen Blick auf sich gespürt.

Karl ist erfreut, als er seine Mutter sieht. Sie gibt ihm Sicherheit.

»Mama...«

Er nimmt Maria bei der Hand.

»Darf ich vorstellen, meine werte Mutter... und meine Schwester Friederike. Die Familie Morzin.«

Maria reicht Harald die Hand. Er schüttelt sie.

»Es freut mich sehr.«

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite.«

Harald lächelt und dreht sich zu seiner Familie.

»Darf ich vorstellen, meine Frau Susanne. Tristan, unser Sohn.«

Auch Pony reicht Harald die Hand. Er ist größer, als sie es aus der Entfernung eingeschätzt hätte. Ein Mann mit einem offenen Lächeln. Pony ist weniger als halb so alt wie er. Von einer Sekunde auf die andere zeigt sich Pony von ihrer freundlichen, fast mädchenhaften Seite. Zum ersten Mal lächelt sie. Doch Tristan quengelt, als sie ihm die Hand geben will.

»Halte noch ein wenig durch. In einer halben Stunde fahren wir«, spricht Susanne ihm Mut zu. Die Frau ist freundlich, aber

bestimmt. Tristan antwortet nicht, hüpft unruhig von einem Bein aufs andere. Ein Mädchen vom Nachbarstisch kommt angelaufen, schubst ihn, und Tristan verliert das Gleichgewicht. Er landet unsanft auf dem Boden. Harald muss lachen. Wütend springt Tristan auf und läuft hinter dem Mädchen her.

»Tristan, bitte!«

Susannes Ruf verklingt ungehört. Das Mädchen versteckt sich hinter Pony. Tristan versucht, sie zu fangen, doch sie ist geschickt. Pony nimmt Tristan bei den Schultern.

»Du darfst auf der Heimfahrt vorne sitzen, wenn du dich ab sofort benimmst«, sagt Pony zu dem jungen Mann. Es funktioniert. Der Junge setzt sich auf einen Stuhl. Susanne mustert Pony.

»So ein Kindermädchen brauchen wir«, bemerkt sie.

Susannes Blick ruht für einen Moment auf Pony. Sie lächelt ein kaltes Lächeln. Pony weiß es nicht einzuordnen.

»Wenn Sie mich bitte entschuldigen würden«, sagt Harald, den ein Freund zu sich winkt. Susanne stellt – ohne zu trinken – ihr volles Glas auf den Tisch, um Harald zu folgen. Sein letzter Blick, bevor er sich abwendet, gilt Pony.

Die Familie Fabiani bleibt etwas verloren zurück.

»Hast du einen Moment Zeit für mich?«, fragt Karl seine Mutter.

»Aber sicher«, sagt Maria.

Sie wirft Pony einen kurzen, bestimmten Blick zu.

»Ich verstehe schon«, entgegnet die Tochter leise. Sie macht am Absatz kehrt, um zur Bar zu gehen.

Pony lehnt an der Theke, ein Glas Himbeersaft in Händen, und beobachtet die Menschen. Sie hat sich abgewöhnt, sich selbst zu fragen, ob sie glücklich ist. Das ist ein Wort, ein Begriff, der für sie keinen Sinn ergibt. Sie lebt dahin wie die Figur eines Brettspiels, die hin- und hergeschoben wird. Auch wenn man sich tot stellt, wird man weitergeschoben.

»Champagner, zwei Gläser.«

Harald nimmt hinter Pony Platz. Pony hat ihn schon aus dem Augenwinkel kommen sehen, sich aber nicht zu ihm umgedreht. Harald beobachtet Ponys Rücken, die zarten Linien. Alles an ihr ist so weich und glatt, dass auch ihre Bewegungen etwas Unentschlossenes bekommen. An ihrem schmalen Gesicht fallen zuerst die vollen Lippen auf, dann die rosigen Puppenwangen.

»Bei vielen Leuten weiß man gleich, woran man ist«, sagt Harald, ohne sich an jemanden Bestimmten zu wenden. Das ist der passende Moment für Pony, sich ihm zuzuwenden.

»Bei den meisten Frauen, mit denen ich ausgegangen bin – natürlich bevor ich meine Frau kennengelernt habe – war es so, als wären wir Spione aus James-Bond-Filmen, die sich miteinander nur durch eine Geheimsprache unterhalten können. Alles bedeutet irgendetwas anderes... Ich sage zum Beispiel zu einer Frau: *Wollen Sie nicht ein bissl spazieren gehen mit mir*, und das bedeutet gleich mehr als ich meine. Sie antwortet darauf: *Ich kann nicht, ich hab morgen eine wichtige Prüfung.* Und es bedeutet wieder etwas anderes, als sie sagt.«

Harald wartet auf Ponys Reaktion. Lächelnd sagt sie:

»Männer antworten dann: *Ich komme vorbei und helfe gerne beim Lernen*. Und auch das bedeutet wieder etwas anderes.«

Pony sieht Harald an.

»Sie haben das auch schon erlebt?«

Haralds Frage wirkt sehr unschuldig.

»Und auch das bedeutet eigentlich was anderes«, entgegnet Pony ohne Atempause.

»Sagen Sie immer, was Sie denken?«

»Mögen Sie das bei Frauen?«

»Beantworten Sie eine Frage immer mit einer Gegenfrage?«

»Flirten Sie immer mit Mädchen, während Ihre Frau sich um den Buben kümmert?«

Harald ist für einen Moment still.

»Verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich denke einfach, dass ich mit Ihnen reden kann.«

Pony bleibt kühl.

»Ist das noch mehr Geheimsprache?«, fragt sie vorsichtig.

»Nein.«

»Gut.«

Pony verstummt und greift nach ihrem Himbeersaft.

»Sie sind Studentin?«

Harald lächelt sie fragend an.

»Sieht man es mir an?«

»Nein... ja... Ich meine, eigentlich schon, ein klein wenig. Aber das ist wunderbar.«

Harald ist charmant. Pony entschüpft ein Lächeln. Sie hält sich sofort die Hand vor den Mund und räuspert sich, um von ihrer ungeschickten Geste abzulenken. *»Niemals eine Dummheit machen, besonders nicht Männern gegenüber«*, schießt ihr die Stimme der Mutter durch den Kopf. *»Berechnend musst du sein, kalt, nur auf den eigenen Vorteil bedacht«.*

Wieder einmal fühlt sich Pony auf schwankendem Grund, und doch will sie nie schwanken, hasst sich für ihre eigene Unsicherheit. Rasch findet sie ihre Worte wieder:

»Ich bin Studentin der *Jurisprudenz*, wie das Studium so eitel genannt wird. Dafür fahre ich jeden Tag zwei Stunden von Kapfenberg nach Wien und wieder zurück.«

»Ist das Ihr Ernst?«, fragt Harald, und seine Überraschung wirkt ehrlich.

»Nichts macht mir mehr Freude als das Subsumieren eines Lebenssachverhaltes unter ein Gesetz«, antwortet Pony offen, »das

Herstellen einer einfachen, klaren Ordnung.«

»Kontrolle also«, entgegnet Harald.

Pony nickt.

»Das klingt interessant...«, fügt Harald an.

Er wendet seinen Blick kurz ab. Eine Frau winkt ihm zu. Er nickt, dann hält er Pony die Hand hin.

»Freut mich auf jeden Fall, Sie kennengelernt zu haben.«

Pony nimmt seine Hand und schüttelt sie.

»Es war mir ein Vergnügen.«

Sie sehen sich an. Harald wendet sich ab, geht mit seinen Gläsern davon, Pony blickt ihm hinterher. Ruhig nimmt sie einen großen Schluck von ihrem Himbeersaft.

Es ist spät. Der Empfangsraum ist spärlich beleuchtet. Harald legt Susanne den Mantel um die Schultern. Karl steht unmittelbar hinter Harald, verfolgt jede seiner Bewegungen. Harald und Susanne verabschieden sich von dem Tross an Leuten, der sich zu ihnen gesellt hat. Das Auto fährt vor. Pony steht etwas entfernt am Ende des Ganges. Die Familie Morzin steigt ein und der Wagen fährt ab. Pony schaut den Morzins hinterher.

Wie aus dem Nichts kommt Anna, frischgebackene Ehefrau und Ponys Schwägerin, auf sie zu. Den ganzen Abend war sie verschwunden, jetzt steht sie unerwartet vor ihr. Anna ist nicht hässlich. Schmächtig und ziemlich blass, das schon, aber sie hat ein fein geschnittenes Gesicht und eine zierliche, hübsche Figur, die sie dadurch hervorhebt, dass sie ihre Hinterbacken beim Gehen so fest wie möglich zusammenkneift. Ponys Schwägerin trägt die schlafende Sonja im Maxi-Cosi bei sich. Sie reicht Pony Haralds Visitenkarte.

»Mit besten Grüßen von Harald. Du musst ja mächtig Eindruck auf ihn gemacht haben.«

Anna wirkt missmutig. Sie geht mit ihrem Baby davon, ohne sich zu verabschieden.

Als Pony auf dem Weg zurück in den Saal ist, sieht sie ihren Bruder Karl mit ihrer Mutter auf einer Bank sitzen. Abseits der noch verbliebenen Gäste, neben der Garderobe, haben die beiden Platz genommen. Pony merkt an dem undurchdringlichen Schweigen ihrer Mutter und den Blicken ihres Bruders, dass etwas im Gange ist. Doch es ist nicht das Schweigen, das sie stört. Pony beobachtet die Zärtlichkeit und Liebe, mit der die Mutter den Sohn streichelt. In Pony kocht die Eifersucht hoch, sie ist nicht fähig, sich zu beherrschen. Tränen schießen ihr in die Augen. Sie sieht Karl an, ihren Bruder, der immer alles richtig macht, nie etwas falsch machen kann.

Doch jetzt wirkt Karl verzweifelt. Von der Freude und dem Übermut des Bräutigams ist nichts übrig geblieben. Pony überlegt einen Augenblick, ob sie sich zu ihnen gesellen soll. Doch Karls exaltierte, traurige Mimik stößt Pony ab. Nach einigen Metern wirft sie einen kurzen Blick zurück. Die Mutter streichelt Karl wie ein Kind. Pony erträgt es nicht, die Liebesbezeugungen der Mutter mitansehen zu müssen. Rasch geht sie weiter. Im Gehen noch greift sie nach ihren Zigaretten.